

bref

Das Magazin der Reformierten N° 5/2019 – 15. März



Erinnerung an Ruanda

Wie Hans-Michael Hürter als junger Ordensmann nach Ruanda kam, sich in die Schönheit des Landes verliebte und am Ende Zeuge eines Genozids wurde



Kloster Kappel

Atem holen | arbeiten | feiern

Ein Ort zum Auftanken – als individueller Gast

Gönnen Sie sich ein paar Tage – zum Ausspannen, Lesen, Spazieren, Wandern, oder einfach zum Sein. Die fakultativen Tagzeitengebete am Morgen, Mittag und Abend in der eindrücklichen Klosterkirche sind «Zeit in der Zeit» und bereichern Ihren Aufenthalt.

Ein Ort zum Auftanken – in Kursen

Lebens- und Gesellschaftsfragen, christliche Spiritualität mit Meditation, Kontemplation, Tanz, oder Gesang: unsere Kursleiter und Kursleiterinnen werden Sie kompetent begleiten.

Ein Ort zum Auftanken – in Gemeinschaft

Sie möchten Weihnachten, Neujahr oder Ostern an einem schönen Ort und in Gemeinschaft mit anderen Menschen verbringen? Das Kloster Kappel bietet in gepflegter Gastlichkeit begleitete Festtage an. Das Rahmenprogramm bietet Impulse: Gottesdienste, Konzerte, Referate und Gespräche.

Aktuell: 18. – 21. April 2019

KlosterTage zu Ostern

«Siehe, ich sage euch ein Geheimnis: Wir alle werden verwandelt werden»

Leitung: Pfr. Volker Bleil, Theologischer Leiter Kloster Kappel
Pfrn. Regula Eschle Wyler, Kurse im Kloster Kappel

Wir freuen uns auf Sie!

Kloster Kappel
8926 Kappel am Albis

Tel. 044 764 88 10 | info@klosterkappel.ch | www.klosterkappel.ch

- 4 Der Auferstandene
Von Tobias Haberl
- 13 **Kugelman Amatruda Gümüşay**
Die Lüge als Programm
Von Yves Kugelman
- 14 Ein italienischer Bürgermeister
verbietet seinen Bürgern
Boshaftigkeit – per Verwaltungsakt.
Kann das klappen?
Von Julius Müller-Meinigen
- 19 **Reformierte Fussnote**
Warum gibt es so wenige
rechte Pfarrer?
Von Adrian Meyer
- 20 **Kuratiert von**
Romano Zerbin, Direktor Photobastei
- 23 **Bücher aus Religion,
Theologie und Kirche**
In *God First* formuliert Ingo U.
Dalferth einen theologischen
Gegenentwurf zum Populismus
von heute
- 27 **Journal**
Die wichtigsten Ereignisse
im Überblick
- 29 **Cinémathèque**
Ein alternder Künstler und sein
umtriebiger Galerist mischen in
der Komödie *Mi obra maestra*
den Kunstmarkt von Buenos Aires
auf
- 30 **Reaktionen**
- 31 **Der ehrliche Klappentext**
Was Trump und manche Linke
vereint: Die Antisemitismusforscherin
Deborah Lipstadt analysiert den neuen
Judenhass in den USA
Von Alfred Bodenheimer
- 32 **Le questionnaire de Proust**
Der Zukunftsforscher Georges T. Roos
stellt sich dem Fragebogen aus der Zeit
der Pariser Salons

Vor 25 Jahren nahm in Ruanda eine der schrecklichsten Katastrophen des 20. Jahrhunderts ihren Lauf. Drei Tage nach Ostern, am 6. April 1994, begannen Hutu-Milizen mit dem Töten von Angehörigen der Tutsi-Minderheit und oppositioneller Hutu. Der Genozid dauerte knapp hundert Tage, rund eine Million Menschen verloren ihr Leben. Pater Hans-Michael Hürter war als junger Ordensbruder im Land und erlebte, wie Menschen in seiner Kirchgemeinde vergebens Schutz suchten.

Der Autor Tobias Haberl traf den Pater in seiner heutigen Gemeinde nahe Münster zu einem mehrstündigen Gespräch. Mit einem Journalisten erstmals in dieser Ausführlichkeit über die Ereignisse von damals zu sprechen kostete den heute 57jährigen viel Kraft. Unsere Titelgeschichte zu Ruanda, das wegen seiner Schönheit auch «die Schweiz Afrikas» genannt wird, ist ein erschütterndes Stück Zeitgeschichte, das auch die Rolle der Kirche darin nicht ausspart.

Auf die Frage, was man tun kann, wenn immer mehr Menschen unfähig sind, sich in andere hineinzufühlen, antwortete einmal der grosse Kabarettist Georg Kreisler: «Verwilderte Menschen müssen der Kunst zugeführt werden!» In Italien setzt der Bürgermeister von Luzzara genau auf diese Idee. Bürgerinnen und Bürger, die in der Öffentlichkeit Boshaftigkeiten äussern, müssen zur Strafe Bücher lesen, Filme schauen oder Museen besuchen. Der in Rom lebende Journalist Julius Müller-Meinigen hat den Bürgermeister und Urheber des «Boshaftigkeitsverbots» in der kleinen Gemeinde in Norditalien besucht. Ein Gespräch, das so gar nichts mit einem Politikergespräch gemein hat.

Oliver Demont





Der Auferstandene

25 Jahre sind vergangen, seit in Ruanda die Hutu-Milizen rund eine Million Menschenleben auslöschten. Als junger Ordensmann musste Hans-Michael Hürter die Greuelthaten, die drei Tage nach Ostern begannen, mit ansehen. Heute sagt er, dass er mehr denn je an die Auferstehung glaube.

*Von Tobias Haberl
Bild Thekla Ehling*

Hundert Tage nur dauerte eine der schrecklichsten Katastrophen des 20. Jahrhunderts, knapp eine Million Menschen wurden dabei regelrecht massakriert. Danach waren das Land und die acht Millionen Menschen, die in ihm lebten, auf Jahrzehnte hinaus zerrüttet.

Auf den ersten Blick, in den ersten Minuten deutet nichts darauf hin, dass Pater Hans-Michael Hürter Dinge gesehen hat, die so abscheulich waren, dass die meisten sogar im Kinosaal die Hände vors Gesicht schlagen würden. Seine Wohnung, die zugleich das Pfarrhaus von Ladbergen im Münsterland ist, wirkt wie der Rückzugsort eines Geistlichen, der die Dinge gern bescheiden hat – eine Ikea-Lampe, ein paar Bücher und Grünpflanzen, auf dem Regal ein ausgestopfter Fuchs, an der Wand Jesus Christus am Kreuz. Man muss diesem Mann eine Weile zuhören, um eine Ahnung davon zu bekommen, was für Grausamkeiten er seit 25 Jahren mit sich durchs Leben schleppt.

Hürter ist 57 Jahre alt, er wirkt drahtig, schlanker Körper, Lachfältchen, akkurater Seitenscheitel; ein disziplinierter, gut organisierter Mann, keiner, der sich gehen lässt. In den vergangenen Tagen habe er sich zurückgezogen. «So ein Interview muss man mental vorbereiten», sagt er, «in dieser Intensität mache ich das nicht mit jedem.» Natürlich habe er seine Geschichte schon ein paar Freunden und Mitbrüdern erzählt, das heisse aber nicht, dass es leichter geworden sei. Andere, sagt er, auch Mitbrüder, seien unter die Räder gekommen und bis heute so traumatisiert, dass sie nie wieder afrikanischen Boden betreten haben. Im Laufe der nächsten Stunden springt er immer wieder auf, zieht Bildbände, Fotoalben und vergilbte Landkarten aus dem Regal. Er weiss, dass es nicht möglich ist, seinem Besucher eine Ahnung von dem zu vermitteln, was er erlebt hat; er versucht es trotzdem, er hat Zeit, er hat sich den ganzen Tag freigenommen.

Kollektiver Bluttausch

Hans-Michael Hürter war dabei, als sich im April vor 25 Jahren eine der schrecklichsten Katastrophen des 20. Jahrhunderts über ein ganzes Land breitete. Sie hat nicht lange gedauert, einhundert Tage nur, aber danach waren das Land und die acht Millionen Menschen, die in ihm lebten, auf Jahre, auf Jahrzehnte hinaus zerrüttet. Danach war das Land unterteilt in Tote und Überlebende, Täter und Opfer. Versehrt und verdammt waren sie alle.

Knapp eine Million Menschenleben forderte der Völkermord in Ruanda, knapp eine Million Angehörige der Tutsi-Minderheit und oppositionelle Hutu, die von radikalen Hutu-Milizen in einem kollektiven Bluttausch massakriert wurden. «Die Bilder sind noch da», sagt Hürter, «aber sie verfolgen mich nicht mehr, ich kann sie steuern, ich kann mit ihnen leben.»

Kofi Annan, der damals die UN-Abteilung für Friedenseinsätze leitete, schrieb in seinen Memoiren von einer der erschütterndsten Erfahrungen seines gesamten Berufslebens. Anders als er hat Hürter in diesen Tagen keine entscheidende Rolle gespielt,

er hat die Dinge nicht zum Guten oder Schlechten gelenkt – zu verworren ist der Konflikt zwischen der Regierung und den vornehmlich aus Tutsi bestehenden Rebellen der Ruandischen Patriotischen Front (RPF), zu verwickelt die politisch-historische Beziehung der Hutu-Mehrheit zur Tutsi-Minderheit, zu kompliziert auch die Rolle der ruandischen katholischen Kirche, der bis heute vorgeworfen wird, in den Jahren davor zu unkritisch und zögerlich auf der Seite des Regimes gestanden zu haben – aber er war da, als es passiert ist, hat Menschen morden und sterben gesehen. «Als ich zurück in Deutschland war», sagt er, «habe ich bei jeder Beerdigung gedanklich einen toten Ruander mitbegraben.»

Hürter ist 27 Jahre alt, als er 1989 – in Berlin wird wenige Wochen später die Mauer fallen – zum Priester geweiht wird und in ein Flugzeug nach Kigali, der Hauptstadt von Ruanda, steigt. Er hat nicht vor, nach Deutschland zurückzukehren, gelegentliche Besuche, das schon, aber sein Entschluss steht: Als Missionar der Weissen Väter, einer 1868 vom späteren Kardinal Charles Lavignier gegründeten römisch-katholischen Ordensgemeinschaft, will er sein Leben in Ostafrika verbringen, den Menschen von Jesus erzählen und mithelfen, in einem vom Bürgerkrieg gebeutelten Land den Frieden zu sichern.

Er glaubt zu wissen, worauf er sich einlässt. Als Pastoralpraktikant hat er Mitte der achtziger Jahre bereits zwei Jahre in Ruanda verbracht; er weiss, wie es sich anfühlt, morgens kalt zu duschen und nachts bei Kerzenschein in der Bibel zu lesen, wenn der Stromgenerator ausgefallen ist. Er weiss um das symbiotische Verhältnis der ruandischen Kirche zum machthabenden Regime, seitdem er als Praktikant den Erzbischof von Kigali im T-Shirt der Einheitspartei auf der Strasse gesehen hat. «Ich dachte, das sei der Bürgermeister, dabei war es der Bischof.» Der sass damals nicht nur im Zentralkomitee der Partei, sondern war so etwas wie die linke Hand des Präsidenten. Ruanda war da schon seit Jahrzehnten ein christlich geprägtes Land. Bereits 1946 hatte König Mutara III. Rudahigwa sein Land «Christus dem König» geweiht. 1994 sind 68 Prozent der acht Millionen Einwohner Katholiken, 18 Prozent Protestanten.

Hutu und Tutsi

Heute ist Pater Hürter Pastor der Gemeinde Ladbergen und mit einer halben Stelle Referent in der Fachstelle Weltkirche im Bischöflichen Generalvikariat Münster – das klingt bürokratisch, nach Schreibtisch- und Aktenarbeit, aber je länger man mit ihm spricht, desto deutlicher erkennt man, dass er jahrelang ein Abenteurer war, der in seinem Leben immer wieder unbekanntes Terrain und neue Zusammenhänge gesucht hat. Früh hat er sei-

ne Diözese verlassen, ging in die Schweiz, dann nach Ruanda, später nach Marseille. Als Geistlicher will er nicht rigide oder pedantisch, sondern liberal, offen, pragmatisch sein. Keiner, der Dienst nach Vorschrift macht, sondern Risiken eingeht, wenn er sich etwas davon verspricht; überhaupt wirkt er weder vergeistigt noch frömmlicherisch; man traut ihm ohne weiteres zu, dass er einen verstopften Abfluss reparieren kann und weiss, was eine WC-Ente im Supermarkt kostet.

In seinen Jahren als Afrikamissionar trägt er eine weisse Gandura, eine Art Tunika der arabischen Bevölkerung Nordafrikas, und als christliches Symbol den Rosenkranz, ist erst in Mwezi an der Grenze zu Burundi, anschliessend in Nyagahanga, Rukomo und schliesslich in Ruhuha im Osten des Landes stationiert; alle zwei Wochen macht er sich zu einer der Aussenstationen auf, wandert mit Trägern durch den Dschungel, durchquert Flüsse, macht Bögen um Minenfelder, schläft auf dem Feldbett oder dem Boden. Vor allem in der Advents- und Fastenzeit kommt er kaum zur Ruhe. Hürter ist Seelsorger, Beichtvater, Pastoralarbeiter, Lehrer und Handwerker in einem, betreut bis zu 45 000 Katholiken auf einmal, «richtige Pfarreimonster» seien das gewesen, die meiste Zeit habe er improvisieren müssen. Immer wieder kam es vor, dass er mehreren Hundert Gläubigen eine Generalabsolution erteilte: «Man konnte nicht jedem einzeln die Beichte abnehmen, das war einfach nicht möglich.» Im übrigen, sagt er, habe die Unterscheidung zwischen Hutu und Tutsi im Gemeindeleben keine Rolle gespielt, und für ihn schon gar nicht. «Bei uns waren die in der gleichen Gebetsgruppe, meistens wusste ich gar nicht, wer Hutu und wer Tutsi war.» Hürter dehnt das Kirchenrecht mal in diese, mal in jene Richtung, fühlt sich eher Gott als Paragraphen verpflichtet. «Viele Gemeindeglieder beteten zusätzlich zu ihren Naturgöttern», sagt er, «aber mir hat das nichts ausgemacht.»

Nach einem Jahr ist Ruanda seine zweite Heimat geworden. An den Hirsebrei zum Frühstück und die Ziegenfleischspießchen, die am Strassenrand verkauft werden, hat er sich genauso gewöhnt wie an das merkwürdige Zeit- und Raumverständnis der Menschen: Es sei immer wieder vorgekommen, dass ihm unterwegs zu einer Krankensalbung Menschen aufmunternd zugerufen hätten, es sei nicht mehr weit, praktisch um die Ecke, jedes Mal habe es noch Stunden gedauert, bis er sein Ziel erreicht hatte. «Aber das war okay», sagt er heute, «ich war Buschmissionar, ich wollte das so.» Manchmal habe er sich auch ein Motorrad geliehen und sei ins nächste Dorf gebrettert. «Es war eine spannende Zeit», sagt er, «der Generalvikar war praktisch nicht existent, ich war mein eigener Herr und nahe bei den Menschen, ihrem Alltag, ihren Problemen, das reichte vom Schulgeld bis zur Taufanmeldung.»

«Das fand ich witzig» oder «Das fand ich spannend» – Hürter beginnt viele Sätze so; überhaupt wirkt er nicht traumatisiert, seine Stimme ist fest, manchmal lacht er sogar kurz über eine Begebenheit oder eine Anekdote. Ob er etwas versteckt oder übertüncht? Ob ihm solche Formulierungen helfen, die Bilder des Schreckens auf Abstand zu halten? Nach einer Stunde läuft er in die Küche, brüht Tee auf, serviert Kekse. Man spürt, dass die Zeit gekommen ist, über das zu sprechen, worüber zu sprechen so schwierig ist, ja fast unmöglich scheint. Man kann davon ausgehen, dass er noch heute in Ruanda leben würde, wenn das, was er gleich erzählen wird, nicht passiert wäre. Der Genozid in Ruanda hat auch sein Leben beeinträchtigt und vielleicht sogar seinen Glauben in eine andere Richtung gelenkt.

Der Genozid nimmt seinen Lauf

Es ist der Abend des 6. April 1994, an dem das Flugzeug abgeschossen wird, in dem der ruandische Präsident Juvénal Habyarimana, der Armeechef Déogratias Nsabimana und der Präsident von Burundi, Cyprien Ntaryamira, von einer Konferenz in Tansania zurückkehren. Die Maschine wird beim Landeanflug auf den Flughafen von Kigali von Boden-Luft-Raketen getroffen. Die Nachricht vom Attentat auf den Präsidenten, der selbst der Volksgruppe der Hutu angehörte, verbreitet sich innerhalb von Minuten im ganzen Land, eine halbe Stunde später machen sich die ersten Hutu-Extremisten auf, um die Tutsi-Minderheit systematisch zu vernichten.

Von alledem haben Pater Hürter und seine beiden Mitbrüder aus Frankreich und Italien keine Ahnung, als sie am Morgen des 7. April das Tor des Gemeindezentrums von Ruhuha öffnen, um die ersten Gläubigen zum Gottesdienst zu empfangen. Trotzdem spüren sie, dass etwas nicht stimmt: «Es kamen weniger Menschen als sonst, und die, die kamen, waren verunsichert, fast ängstlich.» Im Laufe des Vormittags bitten die ersten Tutsi-Flüchtlinge um Zuflucht, gegen zehn Uhr sind die ersten Schüsse vom nahegelegenen Markt zu hören, am Abend steigt die Zahl der Flüchtlinge auf 250. Hürter und seine Mitbrüder machen Essen, organisieren Schlafplätze und Decken. «Heute», sagt er, «würde ich zur Botschaft fahren und Alarm schlagen, aber im Rückblick sagt sich das so leicht; es gab kein Internet, kein Telefon, wir hockten in diesem Dorf und hatten keine Ahnung, welches Ausmass die Dinge annehmen würden.»

Noch am selben Abend soll er eine Vorstellung davon bekommen, als eine Horde bewaffneter Hutu-Milizen aufgebracht gegen das Tor schießt. Hürter und seine Mitbrüder wissen sich nicht anders zu helfen, als sie hereinzulassen, vielleicht könne man sie ja beschwichtigen. Danach geht alles ganz schnell: Einer

Tagsüber funktioniert
Pater Hürter instinktiv,
fast automatisch, abends
ist es gespenstisch still.
«Ich glaube», sagt er,
«die meisten von den
zu uns in die Kirche
Geflüchteten ahnten,
was ihnen bevorstand.»



Hans-Michael Hürter während der Aufnahme bei den Weissen Vätern im Herbst 1983 im Garten der Gemeinschaft in Fribourg.
«Das gleiche Kleid trug ich auch, als ich in Ruanda den Sarg für meinen Mitbruder kaufte.»

der Soldaten reisst dem schwerhörigen französischen Pater die goldene Brille vom Gesicht, der zuckt zusammen, einer der Angreifer schießt – eher reflexhaft als mit Vorsatz –, der Pater sinkt getroffen zu Boden; Hürter flieht und versteckt sich im Bananenhain hinter dem Haus; als er sich eine Stunde später zurückschleicht, sind die Angreifer weg und der Pater liegt im Sterben. Noch interessieren sie sich nicht für die geflüchteten Tutsi im Pastoralzentrum. Diese hören zwar die Schüsse, erfahren aber erst am nächsten Morgen, was sich zugetragen hat.

Am Morgen des 8. April spielt der ruandische Radiosender RTLM den ganzen Tag Lieder mit Zeilen wie diesen: «Ich hasse Hutu, ich hasse Hutu, ich hasse Hutu, die glauben, dass Tutsi keine Schlangen sind.» Hürter wird von der Deutschen Welle als vermisst gemeldet, schafft es aber, mit seinen Eltern und dem Provinzial der Weissen Väter in Kigali zu telefonieren, als

er in der Nachbargemeinde einen Sarg für seinen ermordeten Mitbruder besorgt. «Hat 2000 ruandische Francs gekostet», sagt er, daran erinnere er sich genau, «die Summe war mein letzter Eintrag ins Haushaltsbuch.»

Was in diesen Tagen in Ruanda geschehen sei, füge sich im Rückblick zu einem grausamen, aber schlüssigen Bild, sagt er; schon vorher sei es zu Übergriffen gegen Tutsi-Familien gekommen, aber damals sei er nicht in der Lage gewesen, das Geschehen zu überblicken, geschweige denn die Attacke in einen Zusammenhang mit der abgeschossenen Maschine zu bringen. Er ist verwirrt, tut aber, was er kann, kümmert sich um die Flüchtlinge, spricht ihnen Mut zu, feiert die Eucharistie mit ihnen. Tagsüber funktioniert er instinktiv, fast automatisch, abends ist es gespenstisch still. «Ich glaube», sagt er, «die meisten ahnten, was ihnen bevorstand.»



Erschlagen, zerhackt und aufgeschlitzt

In den letzten 25 Jahren wurde kontrovers über die Rolle der Kirche im Genozid diskutiert. Hätte er verhindert oder wenigstens abgemildert werden können? Haben sich Geistliche schuldig gemacht, und wenn ja, wodurch? Nur, indem sie gezögert und ihr eigenes Leben gerettet haben? Oder auch, indem sie sich von der immer aggressiver werdenden Propaganda und Rassenideologie haben mitreißen lassen? In den Jahren danach erschienen Texte, die der Kirche eine erhebliche Mitschuld an der ruandischen Tragödie des Jahres 1994 gaben. «Die meisten ihrer Priester und Nonnen hatten 1994 bei dem Blutbad teilnahmslos zugehört oder gar den Mördern geholfen», schrieb der *Spiegel* im Jahr 2000 unter der Überschrift «Mit Weihrauch und Machete». «Ich glaube, dass alles dabei war», sagt Pater Otto Mayer, der

1994 ebenfalls als Weisser Vater in Ruanda lebte, aber im Gegensatz zu Pater Hürter noch Jahre danach im Land blieb. «Um Mitbürger des anderen Stammes zu retten, haben viele Ruander ihr Leben riskiert und auch gelassen. Andere haben mit den Milizen zusammengearbeitet.»

Der Angriff erfolgt am nächsten Tag. Eine Horde Hutu-Soldaten – einige von ihnen kennt Hürter, ja, es sei nicht auszuschließen, dass er mit manchen noch wenige Tage zuvor die Osternacht gefeiert habe – stürmt die Kirche und ermordet die 250 Tutsi-Flüchtlinge, während Hürter und sein italienischer Mitbruder von Gewehren in Schach gehalten werden. «Es fiel fast kein Schuss», sagt er, «die meisten hatten eine Machete oder eine Axt, die Menschen wurden erschlagen, zerhackt und aufgeschlitzt.» An diesem Tag werden ganze Familien ausgelöscht, Kinderleichen auf einem Haufen gestapelt. Hürter entgeht

knapp seiner Hinrichtung. Es ist eine ruandische Hutu-Ordensschwester, die ihm das Leben rettet: «Lass den Priester», rät sie dem Hutu-Soldaten, der ihm ein Gewehr in den Bauch rammt, «den brauchen wir noch.» In solchen Situationen, sagt Hürter, könne man den Katechismus in die Tonne treten, da gehe es ans Eingemachte, da habe man nur noch die Formeln, die sich im Laufe des Lebens eingebrannt haben, in seinem Fall Psalm 23: «Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir fehlen.»

Heute ist Hürter überzeugt davon, dass es Gott war, der ihn durch diese Stunden getragen hat. «Ich glaube, dass ich instinktiv vieles richtig gemacht habe, weil er an meiner Seite war.» Zum Beispiel habe er im Moment des grössten Chaos das Gewehr eines Mitbruders in einem Plumpsklo versenkt, damit es nicht in falsche Hände geraten könne. Man funktioniert extrem scharf, wenn man Angst um sein Leben hat.

Das Evangelium verraten

In den Jahren danach standen etliche ruandische Hutu-Priester und -Nonnen vor Gericht, weil sie den Völkermord nicht nur nicht verhindert, sondern geschürt haben sollen, manche von ihnen wurden zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt. Alleine in Ruanda wurden bis 2006 mehr als zwanzig Geistliche für ihre Beteiligung am Genozid angeklagt. Andererseits zählten mehrere Hundert Kleriker, insbesondere Tutsi und regierungskritische Priester, zu den Opfern der Gewalttaten. Nachdem Papst Johannes Paul II. 1996 noch eine Mitverantwortung der katholischen Kirche für den Völkermord abgelehnt hatte, bat Papst Franziskus Ruandas Präsident Paul Kagame vor zwei Jahren um Vergebung für die Mitschuld der katholischen Kirche am Genozid; auch Priester und Ordensleute seien dem Hass und der Gewalt verfallen und hätten das Evangelium verraten.

«Ich glaube, dass nur eine zielstrebige Intervention der Uno geholfen hätte», sagt Hürter heute, «aber die blieb aus, weil Ruanda keine internationale Bedeutung hat, kaum Bodenschätze, keine strategisch bedeutsame Lage.» Tatsächlich werden von den 2500 Blauhelmsoldaten, die Anfang April 1994 im Land sind, die meisten abgezogen, am 21. April befinden sich nur noch 270 Mann in Ruanda. Trotzdem sei die Schuldfrage zu komplex, als dass sie eindeutig beantwortet werden könne, weil es ja nicht nur um Personen und Institutionen gehe, sondern auch um jahrzehntelange Verwicklungen während und nach der Kolonialzeit, um Unruhen, Diskriminierungen und Verflechtungen, innerhalb derer sich auch die Täter- und Opferrollen ineinander verschränkten. Es ist wohl tatsächlich so, dass man den Genozid in Ruanda nicht verstehen kann ohne den Kampf der beherrschenden Stämme, an der Macht zu bleiben oder an die Macht

Nachdem Papst Johannes Paul II. 1996 noch eine Mitverantwortung der Kirche für den Völkermord abgelehnt hatte, bat Papst Franziskus Ruandas Präsident Paul Kagame vor zwei Jahren um Vergebung für die Mitschuld der Kirche am Genozid.

zu kommen. In einem solchen Bürgerkrieg gibt es «wenige Leute, die gänzlich frei von Schuld sind, besonders von der der nicht oder ungenügenden Hilfeleistung für Menschen in Lebensgefahr», sagt Pater Otto. Übrigens weinten Ruander, besonders Männer, kaum in der Öffentlichkeit. Es gebe ein Sprichwort dafür: Die Tränen eines Mannes fließen in den Bauch – in den Monaten nach dem Völkermord habe er viele Ruander weinen gesehen.

Hürter bleibt noch drei Wochen in Ruanda, bevor er zusammen mit belgischen Ordensschwestern in die Deutsche Botschaft nach Burundi flüchtet. «Sie müssen nicht auf mich hören», sagt der Botschafter zu ihm, «aber ich rate ihnen, das Land so schnell wie möglich zu verlassen.» Kurz darauf sitzt Hürter in einer Maschine nach Amsterdam, fliegt weiter nach Frankfurt und Köln, wo er eine Woche bleibt, bis er schliesslich in seiner Heimatgemeinde Coesfeld landet. «In den Monaten danach fühlte ich mich ohnmächtig und sprachlos», sagt er. «Ich habe an Gottesdiensten teilgenommen, konnte aber nicht selbst zelebrieren.» Sein Glaube war erschüttert. Es ist die ewige Frage, die ihn quält: Wie kann es einen Gott geben, der so etwas zulässt? Nach einiger Zeit bekommt er Probleme beim Gehen. Seine Gelenke schmerzen. «Ich lief wie eine alte Oma.» Ein Arzt diagnostiziert eine rheumatoide Arthritis, verschreibt ein Medikament, das Linderung verschafft. Erst ein Jahr später liest Hürter in einer medizinischen Zeitschrift, dass eine rheumatoide Arthritis auch durch ein Trauma ausgelöst werden kann. «Danach war die Sache klar.» Eine Psychotherapie lehnt er damals ab, spricht aber immer wieder mit einer befreundeten Therapeutin: «Wenn was in dir hochkommt, Erinnerungen, Ängste, Bilder – lass es kommen», sagt sie. Hürter folgt ihrem Rat, spricht immer wieder über das, was er gesehen hat. «In meiner Heimatgemeinde wurde ich aufgefangen, dort liegen die Wurzeln meines Glaubens, dort konnte ich die Bilder rauslassen», sagt er. «Hätte ich es nicht gemacht, hätten sie sich eingedrückt und mich am Ende erdrückt.» Es dauert ein Jahr, bis er den Auferstehungsglauben wiederfindet – an Ostern 1995 feiert er seine erste Messe in Köln.

Auferstehung

Hürter reist noch zweimal nach Ruanda, verzichtet aber auf einen Besuch der Pfarrei in Ruhuha. Andere Missionare hätten ihm abgeraten, an den Schauplatz der Greuelthaten zurückzukehren. Sein Auftauchen als Ordenspriester könnte Irritationen seitens der Behörden und der Menschen vor Ort auslösen. Zu viele Fragen blieben ungeklärt. «Diese Warnung habe ich respektiert.» Vielleicht, meint er, gehe er noch einmal nach Afrika. Das Bistum Münster habe eine Partnerschaft mit einem Bistum im Norden Ghanas, das könne ihn schon reizen. Heute

glaubt er, dass ihn diese dramatischen Wochen im April 1994 Gott nähergebracht haben, ja, er gehe mehr denn je davon aus, «dass wir österliche Menschen sind, dass es also etwas gibt, das über den Tod hinausweist und uns Kraft gibt». Zum Beispiel trägt er bei Beerdigungen lieber Weiss als Schwarz. Als sein Vater in der Osterwoche zu Grabe getragen wird, bittet er den Priester, eine weisse Stola zu tragen. Als dieser ihn irritiert anschaut, sagt er: «Ich glaube nun mal an die Auferstehung.»

Der Autor Tobias Haberl schreibt für das Magazin der *Süddeutschen Zeitung* in München.
tobias.haberl@sz-magazin.ch

Die Fotografin Thekla Ehling lebt in Köln.
www.thekla-ehling.de

Die Lüge als Programm

Donald Trump ist nicht nur ein notorischer, sondern auch ein vorsätzlicher Lügner. Natürlich hat die Lüge immer schon zur Politik gehört, so wie sie Teil des Lebens generell ist. Neu allerdings ist, dass Trumps Lügen nicht mal von ihm selbst bestritten werden, sondern zu seiner öffentlichen Person gehören. Trumps Lügen sind so bewiesen wie die Tatsache, dass Winston Churchill Zigarren geraucht hat, Bill Clinton eine sexuelle Beziehung mit Monica Lewinsky führte oder der Kindsmisbrauch unter katholischen Geistlichen keine Ausnahme ist. Trumps Lügen sind Teil seiner Identität. Und seine Lügen sind geradezu legitimiert durch die Wählerschaft. Doch genau damit beginnt eine neue Ära für Demokratien wie die USA, die die Gewaltentrennung kennen und ein Rechtssystem haben. Trumps offensichtliche und vorsätzliche Lügen erfolgen im Wissen derjenigen, die eigentlich die Pflicht haben, die Bürgerinnen und Bürger wahrheitsgemäß zu informieren – und mit dem Segen jener, die ihn gewählt haben.

Unabhängig von Fragen des Anstands und der Redlichkeit haben wir es mit einem politischen Novum zu tun: Wer Trump als Lügner bezeichnet, spricht ein Faktum aus, denn Trump könnte diese Aussage nirgendwo auf der Welt als Lüge einklagen. Gleichzeitig kann vermutlich niemand auf der Welt Trumps Lügen erfolgreich einklagen, weil diese Teil des öffentlichen Wissens und somit für jeden erkennbar sind.

Wenn die *Washington Post* oder die *New York Times* regelmäßig Trumps Äusserungen und Tweets auf Doppelseiten einem Faktencheck unterziehen, so zeigt sich, dass Trumps Lügen Teil seines politischen Programms geworden sind. Da geht es nicht um Interpretationsspielräume, Missverständnisse und einzelne Falschaussagen, sondern eben um ein System. Mit seiner Agitation hat Trump den mentalen Boden für Populisten gleicher oder noch schlimmerer Art von Brasilien, Ungarn bis Venezuela bereitet. Viele dieser Despoten und Lügner können aber, anders als Trump, kaum abgewählt werden.

Eine Lüge ist nicht eine Lüge. Ob die Lüge das Gegenteil der Wahrheit ist, bliebe zu debattieren. Und ob sie nur mit moralischen Parametern gemessen werden kann, ist zu bezweifeln. Alles ist komplizierter, so, wie das Gegenteil von Liebe nicht Hass oder dasjenige von Leben nicht der Tod ist, wie Elie Wiesel es einst in seiner Friedensnobelpreisrede 1986 formulierte.

Das Problem der Lüge ist nicht, dass sie existiert. Die Geschichte der Menschheit beginnt mit der Lüge im Paradies, die Adam und Eva einst daraus vertrieb. Das war Pech. Doch mehr als unglücklich ist es, wenn die Lüge politisch wird, denn dann bringt sie die Demokratie in Gefahr. Auch die politischen Massenmorde des 20. Jahrhunderts basierten auf Lügen.

Die vorsätzliche Lüge kann und soll heute strafbar sein – und sie wird Donald Trump dereinst um die Ohren fliegen, wenn das Weisse Haus und somit sein Amt ihn nicht mehr schützt. Wenn die Ära Trump zu Ende geht.

Doch bis dann zeigt sich, wie das so starke amerikanische System von Checks and Balances, der Gewaltenteilung, kurzfristig versagt. Es ist davon auszugehen, dass es mittelfristig wieder wirkt. Vielleicht wird es sich nach der Ära Trump neu justieren müssen. Auf jeden Fall aber

hat sie eine neue Generation von Politikerinnen befördert, die ohne Trump nicht mit dieser Vehemenz den ökologischen und sozialen Wandel in den USA einfordern würde. Der politische Skandal und die Lüge werden auch da nicht ausbleiben. Doch nach Trump wird lange kein Präsident mehr kommen, der als Person für die Lüge steht.



Yes Kugelmann ist Chefredaktor der jüdischen Magazine *Tachles* und *Aufbau*. Er schreibt hier die Kolumne im Wechsel mit dem Theologen Bruno Amatruda und der Journalistin Kübra Gümüşay.

Bild Jonas Baumann

Mensch, sei freundlich!

Kein Witz: Der Bürgermeister von Luzzara in Italien hat seinen Bürgern per Verwaltungsakt verboten, in der Öffentlichkeit boshafte Äußerungen von sich zu geben. Kann das klappen? Ein Ortstermin mit dem Politiker.

*Von Julius Müller-Meiningen
Bild Filippo Tosi*



Luzzara in Italien: Bürger wie dieser Mann dürfen nicht gemein sein. Sind sie es doch, müssen sie zur Strafe etwa ins Museum gehen.



Herr Costa, als Bürgermeister der Gemeinde Luzzara in Norditalien untersagen Sie Ihren Mitbürgerinnen und Mitbürgern, boshaft zu sein. Meinen Sie Ihr Verbot ernst?

Natürlich, mir ist es absolut ernst mit dieser Sache. Die Verordnung ist ein legitimer Verwaltungsakt. Ich stelle seit einiger Zeit fest, dass im Hinblick auf den Umgang miteinander alle Dämme gebrochen sind. Jeder Art von verbaler, aber oft auch physischer Aggression sind Tür und Tor geöffnet. Während die meisten Menschen bis vor einiger Zeit noch eine innere Schranke hatten, die nicht übertreten wurde, drischt man heute einfach verbal auf die Mitmenschen ein.

Wie sind Sie auf die Idee gekommen, dazu eine Verordnung zu erlassen?

Ich dachte schon einige Zeit darüber nach, weil ich gemerkt hatte, dass in Italien der Umgang miteinander immer rücksichtsloser wird. Da spielen auch die sozialen Netzwerke wie Facebook eine Rolle, wo man kein echtes Gegenüber mehr hat, dem man die Dinge ins Gesicht sagt, sondern quasi anonym agieren kann.

Was war der Auslöser für das Gesetz?

Die Neujahrsansprache von Staatspräsident Sergio Mattarella, in der er über die trennende Kraft der Angst spricht und den notwendigen Zusammenhalt in einer Gesellschaft anmahnt, hat mich tief bewegt. Auch die Worte von Papst Franziskus in seiner Weihnachtsbotschaft rüttelten mich auf. Franziskus sagte: «Ohne die Brüderlichkeit behalten all unsere Bemühungen um eine gerechtere Welt einen kurzen Atem, und selbst die besten Vorhaben drohen seelenlose Strukturen zu werden. Daher ist mein Glückwunsch zu Weihnachten ein Wunsch nach Brüderlichkeit.» Das hat mich wirklich bewegt.

Inwiefern?

Wir vergessen oft, dass wir Brüder und Schwestern sind. Das ist doch der Kern des Christseins: Man fühlt sich als ein Volk, das Solidarität lebt, das sich um die Abgehängten kümmert, das den Einsatz für die Mitmenschen anmahnt, um die Welt gerechter zu machen. Ein guter Christ fragt nicht, woher du kommst und wer du bist. Im Gegenteil, wenn er sieht, dass dir kalt ist, zieht er seinen Mantel aus und legt ihn dir um.

Man muss unweigerlich an die Flüchtlinge denken, die auch jetzt wieder übers Mittelmeer nach Italien kommen. Wie stark erleben Sie die «trennende Kraft der Angst» in Italien?

Alle Landsleute spüren sie. Manche sind sich ihrer Ängste vielleicht nicht bewusst. Und ganz ehrlich: Ich selbst war ja auch nicht frei von dieser ansteckenden Krankheit.

«Wer die Schönheit in sein Leben lässt, für den ist es schwieriger, ein boshafter Mensch zu sein.»

Andrea Costa

Was meinen Sie damit?

Ich habe Innenminister Matteo Salvini auf Twitter als «Clown» und «gefährlichen Idioten» bezeichnet. Das war ein Fehler, für den ich mich entschuldige. Aber dieser Fehltritt hat mir gezeigt: Wenn schon jemand wie ich, der sich immerhin doch einige Gedanken zu diesem Thema gemacht hat, anstecken lässt, wie muss es da anderen ergehen?

Besonders aufsehenerregend sind die Strafen, die Sie für Verstöße gegen die Anti-Boshaftigkeits-Verordnung vorsehen: Lektüre von Büchern, Ansehen von Filmen, Besuche von Museen und Gedenkstätten, ehrenamtliche Arbeit ...

Ein Verstoß soll ja keine Bestrafung zur Folge haben, sondern einen Weckruf. Wer verbal aggressiv wird, ist eigentlich ein Opfer, dem geholfen werden muss. Also haben wir unter anderem *Wer die Nachtigall stört* von Harper Lee, *Papa, was ist ein Fremder?* von Tahar Ben Jelloun, *Ich zähmte die Wölfin* von Marguerite Yourcenar, *Ist das ein Mensch?* von Primo Levi oder *Die Einsamkeit der Primzahlen* von Paolo Giordano gewählt.

Welche Filme sehen Sie als Sanktionen vor?

Verstöße können mit dem Ansehen der Filme *Das Leben ist schön* von Roberto Benigni, mit *Philadelphia* mit den Schauspielern Tom Hanks und Denzel Washington oder dem Animationsfilm *Alles steht Kopf* oder *Citizen Kane* von Orson Welles geahndet werden. All diese Filme und Bücher vermitteln Toleranz, Solidarität, Beharrlichkeit, Mitmenschlichkeit und das Meistern grosser Herausforderungen. Es sind bildende Werke, auch für mich. Ich habe sie selbst gelesen und angeschaut.

Unter den Strafen ist auch die Besichtigung ausgewählter Kunstwerke vorgesehen. Warum?

Wer die Laokoon-Gruppe in den Vatikanischen Museen, Michelangelos Pietà Rondanini in Mailand oder die Giotto-Fresken in Padua ansieht, wird Zeuge grosser *bellezza*. Schönheit gehört zum Menschen und ist einer der Schlüssel dafür, ins Gleichgewicht zu kommen. Wer die Schönheit in sein Leben lässt, für den ist es schwieriger, ein boshafter Mensch zu sein.

Sie sprechen eher wie ein Philosoph und nicht wie ein Politiker.

Wahrscheinlich haben wir alle ein degeneriertes Bild von Politik im Kopf. Politik ist dafür da, Ideale hochzuhalten. Meine Gemeinde hat mir ein zeitlich begrenztes Mandat erteilt, das ich auch in diesem Sinne nutzen möchte. Es geht nicht nur darum, Löcher im Asphalt zu stopfen oder die Strassenbeleuchtung instand zu halten, sondern auch den zivilen und moralischen Niedergang aufzuhalten. Meine Aufgabe ist, mich um die Seelen meiner Gemeinde zu kümmern!



Andrea Costa

Seit 2015 ist der 41jährige Andrea Costa Bürgermeister von Luzzara in der Region Emilia-Romagna in Norditalien. Die Gemeinde zählt rund 9000 Einwohner. Zu Jahresbeginn 2019 hat er ein «Boshaftigkeitsverbot» erlassen. Jede Äusserung von «Boshaftigkeit, Groll oder Wut» ist seither sowohl im öffentlichen Raum als auch in den sozialen Netzwerken untersagt. Wer dagegen verstösst, soll Bücher lesen, Filme ansehen oder Museen besuchen.

Das ist doch die Aufgabe eines Pfarrers.

Nein, das ist eine kollektive Verantwortung. Ich bin schliesslich der erste, der einen Fehler gemacht hat. Ich bitte meine Mitbürgerinnen und Mitbürger um Mithilfe. Nicht der Bürgermeister, sondern die Gemeinschaft ist aufgerufen, sich der Verrohung entgegenzustellen.

Was meinen Sie damit, dass Sie sich «um die Seelen der Gemeinde» kümmern müssen?

Ich meine das so, wie ich es sage. Wenn ich für mein öffentliches Mandat nicht inspiriert bin, bedeutet das, ich fülle diese Aufgabe und Pflicht nicht zur Genüge aus. Es kann sein, dass ich mich angemessen um die öffentlichen Belange kümmere. Aber wenn ich die Seele ausser acht lasse, wenn mein Handeln nicht von Prinzipien und Werten inspiriert ist und ich diese Werte nicht in meinem Tun weitervermittele, dann ende ich vielleicht als anständiger Verwalter, aber nicht als guter Mensch.

Wie waren die Reaktionen auf die Verordnung?

Ich habe Tausende Nachrichten und Glückwünsche bekommen. Ich würde mich freuen, wenn andere Gemeinden die Verordnung übernehmen. Schliesslich handelt es sich um eine weltweite Dynamik. Die Wut der Bürger wird immer grösser, dazu trägt die Ungleichheit bei. Das Problem ist, dass die Politik zur Eskalation beiträgt, indem sie Aggressivität legitimiert.

Praktische Frage: Wie setzen Sie die Strafen durch? Verdonnern Sie die Wutbürger persönlich zur Lektüre?

Natürlich tue ich das. Meine Erfahrung zeigt mir allerdings, dass es meist genügt, sich mit einem Bürger zu einem Gespräch zusammenzusetzen und über sein aggressives Verhalten zu diskutieren. Danach muss man in der Regel überhaupt nichts mehr durchsetzen, denn er versteht, dass er übertrieben hat. Allein die friedliche Auseinandersetzung führt dazu, dass Menschen ihr Verhalten ändern.

Sie sind also als Bürgermeister auch Philosoph, Pfarrer und Therapeut.

Jetzt übertreiben Sie. Es gibt aber Leute in der Gemeinde, die ganz ohne irgendeine Strafandrohung begonnen haben, die Bücher aus der Verordnung in Eigeninitiative zu lesen.

Glauben Sie, Ihre Art des Politisierens löst die Probleme?

Natürlich lässt sich mit dem Lesen von Büchern oder dem Betrachten einer Skulptur nicht ein Problem wie jenes der Arbeitslosigkeit lösen. Aber ich stelle mich mit meiner Politik gegen die Lösung, wie sie aktuell landauf, landab vorgetragen wird: andere attackieren und Feindbilder schaffen. Stattdessen müssen wir uns zusammentun und Lösungen finden. Das ist die Lösung.

Der Journalist Julius Müller-Meiningen lebt als Korrespondent in Rom.
www.italienreporter.de

Der Fotograf Filippo Tosi lebt in Italien.
filippotosi85@gmail.com

«Wenn mein Handeln als Bürgermeister nicht von Werten inspiriert ist, dann ende ich vielleicht als anständiger Verwalter, aber nicht als guter Mensch.»

Andrea Costa

Warum gibt es so wenige rechte Pfarrer?

Von Adrian Meyer
Illustration Jannis Pätzold

Die meisten Journalisten sind nun mal links», sagte einmal Christoph Blocher, «die Schulunterlagen sind zu links», findet die Junge SVP, und «die Schweiz ist zu links», glaubt Musiker Gölä. Auch die Kirchen stehen unter dem Generalverdacht, sie seien links-grün durchsetzt. So forderte der CVP-Präsident Gerhard Pfister jüngst, Kirchenleute sollen sich gefälligst aus der Tagespolitik heraushalten und nicht wie «Sozialarbeiter» von der Kanzel herab moralisieren.

Vielen Pfarrern ist Solidarität von Haus aus wohl tatsächlich wichtiger als der rechte politische Ruf nach Selbstbestimmung. So äusserten sich Reformierte pointiert gegen die Durchsetzungsinitiative der SVP. Pfarrerinnen und Pfarrer verteilten gar im Talar Flyer im Hauptbahnhof Zürich, um das Anliegen an der Urne bachab zu schicken.

Haben reformierte Kirchenmenschen also tatsächlich einen Linksdrall? Pfarrer wie Michael Freiburghaus stützen diese Behauptung nicht. Als Präsident der christlich-konservativen Stiftung Zukunft Schweiz setzt er sich gegen Abtreibung und gegen die Ehe für alle ein. Der Pfarrer Peter Ruch wiederum bekennt sich in der Weltwoche offen zur Politik der SVP. Am lautesten politisch rechts war aber der 2016 verstorbene reformierte Pfarrer Gerhard Blocher. Der Bruder von Christoph Blocher verteidigte dessen Politik vehement. Fast schon legendär sind seine verbalen Zweihänder gegen politisch Andersdenkende. So nannte er vor laufender Kamera das Bundeshaus einen «Sauladen» oder den früheren SP-Nationalrat Hans-Jürg Fehr einen «schwächlichen Dummkopf».

Glücklicherweise ist noch niemand auf die Idee gekommen, eine schweizweite Vermessung der politischen Gesinnung von Pfarrerinnen und Pfarrern zu machen. Die von rechter Seite immer wieder vorgetragene Behauptung, das kirchliche Bodenpersonal sei links, ist somit kein Fakt, sondern politisches Kalkül. Interessant ist dabei dies: Ausgerechnet jene, die das linke Engagement kritisieren, bemühen gerne einmal Gott und die Theologie, wenn es der eigenen Politik dient. Das tut auch Pfarrerssohn Christoph Blocher. Dass er in seiner Politik auf Gottes Beistand zählt, offenbarte er auch bei seiner Wahl zum Bundesrat im Jahr 2003: Er vertraue darauf, «dass Gott helfe, dass es gut herauskommt», sagte er damals. Und in Laienpredigten bemühte er sich immer wieder, mit dem grossen Theologen Karl Barth seine nationalistische Politik zu begründen: Gott habe sich selbst «für die Menschen – für alle Menschen» entschieden, meinte er mit Bezug auf Barth, und damit auch für «unser Land, für unser Volk, für die ganze Welt». Dass Karl Barth zeitlebens Sozialist und Internationalist war, verschweigt Blocher gefissentlich.

Auch wenn sich die Frage nach der politischen Ausrichtung von Pfarrerinnen und Pfarrern nicht abschliessend klären lässt, scheint klar: Vorausgesetzt, es gibt Gott, dann muss er bürgerlich sein. Wird doch die Schweiz seit ihrer Gründung von einer bürgerlichen Parlamentsmehrheit regiert. Gerhard Pfister kann sich also zurücklehnen.

Adrian Meyer ist Redaktor bei *bref*.

Der Illustrator Jannis Pätzold lebt und arbeitet in Berlin.
www.bureau-chateau.com



Lauter Männer! Die Fotografie zeigt heimgekehrte deutsche Kriegsgefangene an einer Willkommenszeremonie in Friedland 1955. Es sind Vertreter der wenigen Tausende von Millionen, die einst gegen die Sowjetunion in den Krieg gezogen sind. Es sind die wenigen Tausende von Hunderdtausenden, die nun aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehren.

Das Bild stammt von Robert Lebeck, einem der bekanntesten Fotoreporter im Nachkriegsdeutschland. Sein Werk verfügt über eine ungeheure Energie. Die Gesichter auf dieser Fotografie sprechen Bände.

Dem Krieg schenkt man sein Leben nur einmal. Man überlebt den Krieg oder man stirbt im Krieg. Die ihn überleben, tragen ihn fortan mit sich. Er wird Teil von ihnen und er wirkt in den Traumata weiter: ob in der Arbeit, in der Partnerschaft, im Vereinsleben, in der stetigen Beschäftigung, in der Depression, der Gewalt, dem Alkohol oder dem Rückzug. Nichts löst diese Verwicklung auf.

Lauter Männer – Täter und Opfer zugleich. Auch ihre Enkel tragen den Krieg in sich. Obschon sie, die Kriegsenkel, nicht einmal darum wissen. Und doch: Oft sind sie die ersten, die endlich wieder hinschauen, die die Geschichte wieder aufnehmen und erzählen können. Oft sind sie auch die ersten, die den Schmerz überhaupt wieder ertragen können.

**Kuratiert von
Romano Zerbini**

Romano Zerbini ist Sohn eines italienischen Soldaten. Er ist in Zürich aufgewachsen und gründete die Photobastei, deren Direktor er bis heute ist. Der Ort am Sihlquai in Zürich sei «weder Museum noch Galerie, weder Offspace noch Auktionshaus, weder Establishment noch Lebeck, Berlin». Avantgarde allein, sondern alles zusammen», wie er sagt. Bis am 5. Mai ist die Ausstellung [#womenphotographer](#) wo / zu sehen. Sie zeigt Bilder bedeutender Fotografinnen des 20. Jahrhunderts. Bild: Archiv Robert Lebeck, Berlin.





Brittnau ist eine Gemeinde im Bezirk Zofingen, im Kanton Aargau. Unsere aktive Kirchgemeinde zählt rund 1800 Mitglieder und verfügt über ein vielseitiges Gemeindeleben.

Wir suchen auf Sommer 2019 oder nach Vereinbarung

eine Pfarrerin, einen Pfarrer 50 – 70%, Pensum ausbaufähig

Mit Ihrer frischen Art gelingt es Ihnen, Menschen jeden Alters anzusprechen und in die Gemeinde zu integrieren. Sie wecken Begeisterung für den Glauben und wirken im Gemeindebau mit. Sie pflegen Bewährtes und lassen Neues entstehen.

Sie:

- verkünden das Evangelium begeistert, verständlich und lebensnah in Wort und Tat
- sind eine unkomplizierte, fröhliche und engagierte Persönlichkeit, die den christlichen Glauben mit Freude und Überzeugung weitergeben kann
- sind eine initiative, offene Persönlichkeit, die gerne Kontakt mit Menschen aller Altersstufen knüpft

Wir:

- sind eine innovative, verantwortungsbewusste Kirchenpflege
- haben motivierte Freiwillige und engagierte Angestellte
- bieten Ihnen Mitsprache bei der Aufteilung der Arbeitsschwerpunkte
- freuen uns auf eine spannende Ergänzung für unser engagiertes Team, bestehend aus Pfarrer und Jugendarbeiter (je 80%)

Weitere Informationen zu dieser Stelle finden Sie unter kirchebrittnau.ch/über uns

Für weitere Auskünfte steht Ihnen Christoph Lüscher chluescher@kirchebrittnau.ch, 079 440 46 35 gerne zur Verfügung.

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung an sekretariat@kirchebrittnau.ch oder per Post an Reformierte Kirche Brittnau, Sekretariat, Rossweid 321 4805 Brittnau

www.kirchebrittnau.ch

ref.ch

Aktuelles aus dem
Kirchenumfeld

Bleiben Sie stets informiert.



Evang.-ref. Kirchgemeinde Herzogenbuchsee

Pfarrfindungskommission, Bettenhausenstrasse 10,
Postfach 39, 3360 Herzogenbuchsee
Telefon: 062 961 16 66 / Telefax: 062 961 01 02
E-Mail: praesidium@ref-kirche-herzogenbuchsee.ch
Postkonto: 49-566-9

Unsere Kirchgemeinde mit 7900 Reformierten liegt im bernischen Oberaargau. Im Norden bildet die Aare die Grenze, im Süden die Buchsberge. Eine Kirche, vier Pfarrkreise mit ihren jeweiligen Eigenheiten bilden eine Gemeinschaft. Für den Pfarrkreis Ost in Herzogenbuchsee suchen wir per 1. November 2019 oder nach Vereinbarung einen

Pfarrer/eine Pfarrerin (80%, ±10%) mit Residenzpflicht

Schön wenn Sie

- im christlichen Glauben gut verwurzelt sind
- landeskirchlich offen sind und das Evangelium lebensnah weitergeben möchten
- eine initiative, engagierte und kontaktfreudige Persönlichkeit sind und gerne mit Menschen aller Altersgruppen zusammenarbeiten
- Teamgeist haben und sich gerne in ein Pfarrkollegium einbringen wollen
- mithelfen die Gemeinde lebendig und offen zu halten
- mit Freude Jugendliche in der KUW Oberstufe begleiten und unterrichten
- für den Dienst in der Landeskirche Bern-Jura-Solothurn wählbar sind

Ihre Aufgaben:

- Führen eines Pfarrkreises mit den üblichen pfarramtlichen Aufgaben
- Unterricht an der Oberstufe bis zur Konfirmation und Mitarbeit im KUW-Team
- Zusammenarbeit im Pfarrkollegium
- Mitarbeit in unterschiedlichen Arbeitsgruppen mit Angestellten und Freiwilligen

Wir bieten:

- eine aktive Kirchgemeinde mit einem vielfältigen Angebot
- ein engagiertes Mitarbeiterteam und viele Freiwillige
- eine ausgebaute Infrastruktur mit gut funktionierender Verwaltung mit Sekretariat
- Unterstützung durch ein erfahrenes Pfarrkollegium und den Kirchgemeinderat
- ein geräumiges Pfarrhaus an bester Lage in Herzogenbuchsee

Weitere Informationen:

www.ref-kirche-herzogenbuchsee.ch

Für Fragen stehen gerne zur Verfügung:

Pfarrerin: Sophie Matschat, Tel. 062 961 39 01,
nord@ref-kirche-herzogenbuchsee.ch

Präsident KGR: Christoph Tanner,
Tel. 062 961 55 39 / 079 344 89 40,
praesidium@ref-kirche-herzogenbuchsee.ch

Wir freuen uns auf Ihre schriftliche Bewerbung bis 29. März 2019. Diese senden Sie bitte an:

Evang.-ref. Kirchgemeinde, Bettenhausenstrasse 10,
Postfach 398, 3360 Herzogenbuchsee

Gott geht vor

Dem Theologen und Religionsphilosophen Ingolf U. Dalferth geht es in *God first* um nichts weniger, als die Reformation für die Gegenwart neu zu denken: als Erfahrung «radikaler Mitmenschlichkeit». Das Buch ist von beträchtlicher intellektueller Flughöhe – und behält politische Fragen der Zeit unbeirrbar im Blick.

Von Dominik von Allmen-Mäder

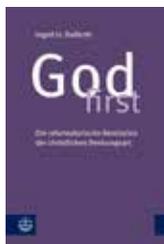
Unzählige Bücher zur Reformation sind seit 2017 erschienen, und es ist so bald kein Ende in Sicht. Nun meldet sich auch der systematische Theologe Ingolf U. Dalferth zu Wort. Das ist gut, denn er hat einiges zur Reformation zu sagen, was so grundlegend und konzentriert bisher noch nicht geschrieben worden ist.

Dieses Grundlegende kündigt der Titel schon an: Dalferth variiert den prägendsten politischen Slogan der letzten Jahre. Und bringt die Reformation als «Revolution» ins Spiel. Hier wird von theologischer Seite ein Ausweg für den grassierenden Egoismus und Autoritarismus in Aussicht gestellt, wie er sich in Trumps «America first» verdichtet.

Dalferth leistet und verlangt harte Denkarbeit. Er schreibt präzise und schnörkellos, arbeitet sich durch fortschreitende Unterscheidungen zu seinen zentralen Begriffen vor. Dabei hält er sich nicht mit der Praxis auf, sondern zielt auf die Grundlagen des Denkens und setzt sich dafür mit den grossen Namen aus Theologie und Philosophie auseinander. Einfach ist die Lektüre nicht. Aber sie lohnt sich. Denn während viele Publikationen zum Reformationsjubiläum nicht über den historischen Rückblick hinausgelangen, dringt Dalferth zur Wurzel des Projekts Reformation vor und bezieht diese auf Grundprobleme unserer Gegenwart und Zukunft.

Eine Gedankenfigur kehrt durch das ganze Buch wieder und bildet die Grundlage für Dalferths Verständnis der evangelischen Botschaft: Nichts in unserer Welt lasse auf den Gott des Evangeliums schliessen. Kein noch so grosses Wunder der Natur, kein noch so tiefer Abgrund der menschlichen Existenz. Das menschliche Denken erreiche Gott nicht, denn er stehe ausserhalb aller Phänomene, die wir als Menschen wahrnehmen und denkend verstehen können, so Dalferth. Mit anderen Worten: Nicht wir denken Gott, sondern Gott bricht in unser Denken ein. Und wo das passiert, glauben wir.

Glauben ist für Dalferth deshalb nicht als Verb zu verstehen, das eine bestimmte religiöse Handlung beschreibt. Glauben ist vielmehr ein Modus, in dem wir als Christen die Welt verstehen und als Schöpfung Gottes zu erschliessen lernen.



Genau das zeichnet für Dalferth die «reformatorische Revolution der christlichen Denkungsart» aus. Die Reformation habe damit die «Tiefenpassivität» menschlichen Lebens freigelegt, wie er es nennt. Das bedeutet für ihn: Ganz unabhängig von allem Tun und Lassen des Menschen schenke Gott ihm eine neue, ganz andere Identität. Gottes Handeln gehe dem Handeln des Menschen immer vor – «God first». Das befreie den Menschen dazu, sich nicht selbst schöpfen zu müssen, und befähige ihn deshalb, radikal für andere da und offen zu sein.

Die Kehrseite dieser Konzentration auf «God first» ist, dass Dalferths Rede von Gott und Glauben mitunter steril wirkt. Die Dynamik von Gottes Handeln und auch die Erfahrungen der Menschen bleiben blass. Man wünscht sich bisweilen, dass Dalferth genauer nachzeichnete, wie konkrete Lebenserfahrungen in dem Glauben aufgenommen werden, durch den sich Gott zu erkennen gibt.

Andererseits gelingt es Dalferth gerade dank der beträchtlichen theoretischen Flughöhe seiner Ausführungen, politische Fragen der Zeit nicht aus dem Blick zu verlieren. Letztlich verhandelt das Buch die Frage, wie sich in einer globalisierten Welt voller individueller Identitäten und je verschiedener Bedürfnisse eine gemeinsame Grundlage finden lässt, auf der sich Egoismen überwinden lassen.

God first ist eine aufregende Lektüre. Die Kapitel sind auch gut einzeln lesbar, ohne dass wesentliche Zusammenhänge fehlen. Zugänglich ist das Buch aber nur, wenn man theologisches Grundwissen mitbringt – und viel Ausdauer und Freude am gründlichen Nachdenken.

Ingolf U. Dalferth: *God first. Die reformatorische Revolution der christlichen Denkungsart*. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2018; 297 Seiten; 39,90 Franken.

Der Rezensent Dominik von Allmen-Mäder ist Assistent am Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie in Zürich.

Minarette sich, wer kann?

Von der Kirchturmpolitik zur Begegnung der Religionen.

Bücher zum Nachlesen und Vorausdenken.

Im Laden oder per Post.

Neil MacGregor

Leben mit den Göttern

C.H: Beck 2018, 541 S.,

Fr. 52.90

Ein 40000 Jahre alter Löwenmann aus Elfenbein, eine goldene Qibla aus dem 16. Jahrhundert, ein Kreuz aus Lampedusa – Neil MacGregor nimmt uns mit auf eine faszinierende Reise durch die Welt der Götter und Religionen. Von der Arktis bis Indien, von Mexiko bis Japan, vom antiken Rom bis zum Afrika der Gegenwart erzählt er, wie religiöse Überzeugungen das Leben von Gemeinschaften prägen.

Ahmad Milad Karimi

Warum es Gott nicht gibt und er doch ist

Herder 2018, 219 S.,

Fr. 30.90

Karimi nimmt uns auf eine theologische Reise mit zu Atheisten und Gottsuchern, Philosophen und Mafiosi, Islamisten, Dichtern, Mystikern und Predigern; alle ringen um die Frage nach Gott. Dieser ist in Verruf geraten, speziell der Gott im Islam hat keine gute Presse. Karimi versteht es, unterschiedlichste kulturelle und religiöse Elemente miteinander zu verbinden und neue Denkweisen zu ermöglichen.

Elham Manea

Der alltägliche Islamismus

Terror beginnt,

wo wir ihn zulassen

Kösel 2018, 285 S.,

Fr. 28.90

Die Politologin und Muslimin Elham Manea geht hart mit dem Islamismus ins Gericht. Sie macht sich Sorgen um ihre Religion, aber auch um Errungenschaften wie Demokratie, Meinungsfreiheit und die Emanzipation der Frau. Spannend zu lesen sind ihre eigenen Erfahrungen mit den unterschiedlichen Ausprägungen des Islams, die sie als Diplomatentochter in verschiedenen Ländern erlebt hat.

voiro! – Die Oekumenische Buchhandlung

Rathausgasse 74, 3011 Bern, Telefon 031 311 20 88

info@voiro!-buch.ch, www.voirol-buch.ch



Immer wieder Adam und Eva



Die Erzählung von Adam und Eva im Garten Eden zieht die Leser seit je auf unterschiedliche Weise in ihren Bann. Bis heute, wie der US-amerikanische Literaturwissenschaftler und Pulitzerpreisträger Stephen Greenblatt mit seiner eindrucksvollen Geschichte von Adam und Eva zeigt.

Eingerahmt von Prolog und Epilog befassen sich Greenblatts vierzehn Abschnitte mit der Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte oder, wie er es ausdrückt, mit der «Lebensgeschichte» Adams und Evas. Sein Leitgedanke ist schon zu Beginn erkennbar: Obwohl der Mythos von Adam und Eva Fiktion in Reinform ist, zeigt sich in dieser Geschichte die besondere Fähigkeit des Menschen, sich selbst im Modus des Erzählens zu verstehen und zu verwirklichen.

Folgerichtig geht der Literaturwissenschaftler in seinen Analysen vom biblischen Endtext aus. Dies lässt auf der Kehrseite jedoch gelegentlich die Schichtungen des Bibeltextes miteinander verschwimmen. So wird die Erzählung von Adam und Eva bisweilen mit Inhalten anderer biblischer Texte überlagert, zum Beispiel mit der Idee der Gottesebenbildlichkeit des Menschen aus Genesis 1, die in Genesis 2–3 keine Rolle spielt. Dies ist von der Rezeptionsgeschichte aus betrachtet zwar verständlich, erweitert jedoch die ursprünglichen Motive der Paradieserzählung. Dieser kleine Kritikpunkt macht das Buch aber keinesfalls weniger lesenswert.

In den folgenden Kapiteln zeichnet Greenblatt die Stationen der Rezeptionsgeschichte der Adam-und-Eva-Erzählung nach, die von der Antike bis ins 19. Jahrhundert einen regelrechten Auf- und Abstieg erfuhren: Beginnend als archaische Spekulation wurde sie auf dem Höhepunkt zum Dogma und zur historischen Wahrheit erhoben, bis sie als vielfach kritisierte Fiktion endete. Schwerpunkte dieser Zeitreise bilden insbesondere die Rezeptionen des Theologen Augustin, des Renaissancemalers Albrecht Dürer, des Schriftstellers John Milton und des «Präadamisten» Isaac de La Peyrère. Dem Autor gelingt es in diesem historischen Durchgang meisterhaft, die jeweiligen Deutungen in die unmittelbaren Lebensgeschichten der Interpreten einzufügen. Die dabei aufgeworfenen anthropologischen Motive der Paradieserzählung wie Liebe, Sexualität, Sünde, Gut und Böse, Frauenbild, Schmerz, Lebensmühen, Sterblichkeit erfahren durch die biografische Rückbindung einen rezeptionsgeschichtlichen Sitz im Leben. Dies gilt auch für die Kritiken der Aufklärungszeit und des Darwinismus, mit denen sich das Buch zum Ende hin befasst.

Zum Schluss nimmt Greenblatt sein Leitmotiv vom Anfang wieder auf, wenn er erklärt, dass sich die Bedeutung dieses Mythos nicht in der Frage der Historizität erschöpft. Vielmehr liegt ihr bleibender Wert in der sinnstiftenden Narrativität, die über das Menschsein selbst Auskunft gibt. Damit legt der Autor nicht nur eine spannende Interpretation der Paradieserzählung vor, sondern formuliert gleichsam eine eigene literaturwissenschaftlich begründete These über das Wesen des Menschen. Diese Pointe macht das stilistisch hervorragend geschriebene Buch äusserst lesenswert.

Stephen Greenblatt: *Die Geschichte von Adam und Eva*. Siedler, München 2018; 448 Seiten; 31,90 Franken.

Der Rezensent Gregor Bloch ist Theologe und Vorstandsmitglied des Evangelischen Bundes Westfalen und Lippe.

Diese Besprechung ist erstmals in *zeitzeichen* 03/2019 erschienen.

Die Lust an der Zerstörung



Gaffer, die bei Unfällen tatenlos zusehen oder die Opfer filmen, Hetzer, die in den Social Media Hass streuen, oder Raser, die im Risiko den emotionalen Kick suchen: Solche Schlagzeilen häufen sich, unsere Gesellschaft scheint zunehmend auf Krawall gebürstet. Die Psychologen Peter Fischer und Eva Lermer suchen in ihrem aktuellen Buch *Das Unbehagen im Frieden* nach Erklärungen für die immer wieder beobachtbare Lust am Leid anderer Menschen und an der Selbsterstörung. Sie gehen dabei auch der Frage nach, weshalb Menschen Konflikte suchen und welche Faktoren ein risikofreudiges Verhalten begünstigen. In elf Kapiteln erörtert das Autorenduo zunächst Grundsätze menschlichen Verhaltens, in der Gruppe und als Individuum. Im zweiten Teil des Buches präsentieren sie Strategien, mit denen spezifische psychologische Verhaltensmuster, die zur gesellschaftlichen Destruktivität und zur Sehnsucht nach Extremsituationen beitragen, besser verstanden und durchbrochen werden können. Neunzig Jahre nach Sigmund Freuds Abhandlung *Das Unbehagen in der Kultur* treffen Peter Fischer und Eva Lermer mit ihrer Analyse den Nerv unserer Zeit.

Peter Fischer, Eva Lermer: *Das Unbehagen im Frieden. Die neue Lust am Leid*. Claudius, München 2018; 157 Seiten; 25,90 Franken.

Die Rezensentin Andrea Aebi ist Pfarrerin und stellvertretende Geschäftsführerin der Reformierten Medien, die auch *bref* herausgeben.

KURS

Sicherer im Umgang mit Menschen durch Existenzanalyse

Leben Sie gern? Mögen Sie, was Sie tun? Können Sie die Schicksalsschläge in Ihrem Leben akzeptieren und trotzdem gut leben? Können Sie Ihr Leben Ihren Möglichkeiten entsprechend gestalten? Auf all diese Fragen ein «Ja» zu finden, ist das Ziel der Existenzanalyse.

Existenzanalyse kommt zum Einsatz in der Psychotherapie, in der Seelsorge, in der Pflege, im Coaching und in der Schule.

Ihre Erkenntnisse und Anregungen unterstützen Sie dabei, Menschen, ihr Verhalten und ihre Gefühle besser zu verstehen. Dadurch werden Ihr Arbeitsalltag und Ihr Leben vereinfacht und bereichert.

Inhalte

Einführung in die Existenzanalyse • Grundbedingungen ganzheitlichen Lebens • Schutzreaktionen • Selbsterfahrung • Lebens-Sinn • Freiheit und Verantwortung •

Kursziele

Verhalten wahrnehmen • Sich selber besser verstehen • Mitmenschen verbal und nonverbal besser verstehen • Angemessen reagieren • Eigenes Verhalten sinnvoll anpassen und gestalten •

Zielpublikum

Alle Interessierten

Laufend Lehrgänge:
► existenzanalytische Beratung und Begleitung
► existenzanalytische Psychotherapie

Kursleitung

Brigitte Amstutz, Pfarrerin, Heimseelsorgerin, existenzanalytische Beraterin
079 812 45 84

Andrea Aebi, Pfarrerin, existenzanalytische Beraterin i. A.
079 641 88 59

Daten

13. und 20. September, 15. November 2019
jeweils 9.00–17.00 Uhr

Ort

Kulturpark
Pfungstweidstrasse 16
8005 Zürich

Kurskosten

CHF 600.–

Weitere Informationen

www.existenzanalyse.ch

Anmeldung bis am 5. Juli 2019 an

brigitte.amstutz@existenzanalyse.ch

GESELLSCHAFT FÜR EXISTENZANALYSE SCHWEIZ
EXISTENZANALYSE.CH



Gemeinsam für starke Frauen.
Gemeinsam für eine gerechte Welt.
Werde jetzt Teil des Wandels: sehen-und-handeln.ch
PK 60-707707-2

BROT FÜR ALLE FASTENOPFER
In Zusammenarbeit mit «Partner sein»

bref

Das Magazin der Reformierten

Hinweis des Inzerateservice:

Anzeigenschluss für die nächste Ausgabe ist am Freitag, 22. März 2019, 12 Uhr.

Den Inzerateservice erreichen Sie telefonisch unter 044 299 33 11 und per E-Mail: inzerate@brefmagazin.ch

jobs.ref.ch

Neue Herausforderungen gibt es immer!

Finden Sie Ihren nächsten Mitarbeiter bei jobs.ref.ch

«Wir verlieren im Turbo-Modus.»

Niklaus Schneider, der frühere Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, konstatiert am 12. März im *Kölnischer Stadt-Anzeiger* einen massiven Einfluss-Verlust der Kirchen.

Nach Abstimmung der weltweiten Methodistenkirche zum Umgang mit Homosexualität

Schweizer Methodisten-Bischof will Spaltung der Kirche verhindern

Der Entscheid wird die Methodisten noch über Jahre hinaus beschäftigen – und hat das Potenzial, ihre Kirche zu spalten: Die Vereinigte Methodistenkirche lehnte Ende Februar an ihrer Generalkonferenz im US-Bundesstaat Missouri mit 53 Prozent «praktizierte Homosexualität» und gleichgeschlechtliche Partnerschaften weiterhin ab. Auch die Ordination von homosexuellen Menschen bleibt verboten.

Während konservative afrikanische und US-Delegierte über den Entscheid jubelten, war das Unverständnis der liberalen Abgeordneten massiv. So fragte die Delegierte der Evangelisch-methodistischen Kirche (EMK) Schweiz, Christine Schneider, auf Facebook rhetorisch: «Ist das noch meine Kirche?»

Die Entrüstung liberaler Methodisten ist offenbar so gross, dass sich der Schweizer Bischof der EMK, Patrick Streiff, Anfang März in seinem Hirtenbrief mit einer eindringlichen Bitte an die Mitglieder der EMK in Mittel- und Südeuropa wandte: «Ich bitte Methodisten, die mit den Entscheidungen der Generalkonferenz Mühe haben, jetzt nicht überstürzt die Kirche zu verlassen.»

Bischof Streiff sagt, er tat dies, um den Eindruck zu verhindern, der Beschluss trete sofort in Kraft. Bis zur Zentralkonferenz von Mittel- und Südeuropa im März 2021 gelte die bisherige Kirchenordnung. Nun müssten in den nächsten Monaten viele Gespräche geführt werden

darüber, «wer in Zukunft auf welche Art methodistische Kirche sein will», sagt Streiff. «Ob wir das in einer gemeinsamen Organisation sind oder ob wir neue, kreative Wege gehen müssen, wird sich erst nach den Verhandlungen zeigen.»

Die Frage des Umgangs mit Homosexualität wird damit zur Belastungsprobe. Denn dass diese Gespräche schwierig werden dürften, liegt an der Struktur der Methodistenkirche. So ist Streiff nicht nur Bischof der EMK Schweiz, sondern von 16 Ländern, die zur Zentralkonferenz von Mittel- und Südeuropa gehören.

Streiff sagt, in seinem Bischofsgebiet gebe es grosse Spannungen betreffend die Fragen der Homosexualität und der Ehe für alle. Während letztere in osteuropäischen Ländern meist abgelehnt werde, befürworte man sie in Westeuropa an manchen Orten. Deshalb seien die Rückmeldungen auf den Entscheid «sehr unterschiedlich». Wegen der Spannungen will er sich nicht zu seiner Einstellung zur gleichgeschlechtlichen Ehe äussern: «Ich habe als Bischof kein Lehramt. Meine Rolle ist es, dafür zu sorgen, dass unsere Mitglieder miteinander im Gespräch bleiben.»

Bischof Streiff hofft, dass die Kirchenmitglieder trotz ihren unterschiedlichen Ansichten zur Homosexualität merken, wie viel sie verbindet: «Wir dürfen all unsere Gemeinsamkeiten angesichts dieser Streitfrage nicht aus den Augen verlieren.»

Adrian Meyer

Zuschauererfolg

Bereits 200 000 sahen Zwingli in den Kinos

Der Historienfilm *Zwingli* von Regisseur Stefan Haupt hat die 200 000er-Marke geknackt. Damit ist der Film schweizweit der bisher besucherstärkste Filmstart im Jahr 2019, schreibt *ref.ch*. «Zu wissen, dass jetzt schon über 200 000 Menschen unseren Film gesehen haben, macht mich stolz und unglaublich glücklich, und über all die tollen Rückmeldungen freue ich mich riesig», sagt Produzentin Anne Walser gemäss einer Mitteilung des Filmverleihs Ascot Elite. Der Film über den Zürcher Reformator startet ab 27. März auch in den Kinos der Romandie.

Social-Media-Aktion

Friedensdienst fordert gewaltfreies Internet

Der christliche Friedensdienst cfd fordert Respekt und Zivilcourage im digitalen Raum sowie verbesserte Gesetze zum Schutz, zu der Sensibilisierung und Prävention gegen Gewalt im Internet. Frauen und Mädchen sollen sich frei und ohne Angst im Netz bewegen können. Dazu startete die feministische Friedensorganisation laut *ref.ch* zum internationalen Frauentag am 8. März die Social-Media-Kampagne «Frei sein im Netz». Im Rahmen der Aktion haben 16 Frauen persönliche Erfahrungen und Statements zu Gewalt im Internet mit dem cfd geteilt. Äussern sich Frauen in Social Media oder öffentlich zu politischen Themen oder gehen sie selbstbewusst mit ihren Körpern um, würden sie per Mail oder in sozialen Netzwerken beschimpft und bedroht, so der cfd. Frauen bekämen über das Internet unerwünscht Fotos mit sexualisiertem Inhalt zugeschickt oder würden gestalkt. «Gewalt im Netz geht jeden und jede von uns etwas an», sagt Geschäftsführerin des cfd, Carmen Meyer.

Ökumenische Kampagne würdigt Aktivistinnen

Seit 50 Jahren setzen sich Brot für alle und Fastenopfer in der gemeinsamen Ökumenischen Kampagne für eine gerechtere Welt ein. In der Jubiläumskampagne «Gemeinsam für starke Frauen – gemeinsam für eine gerechte Welt» wollen die Hilfswerke nun auf jene Frauen aufmerksam machen, die sich für Menschenrechte engagieren und dabei oft unsichtbar bleiben, berichtet *ref.ch*. Zu diesem Anlass stellen die Hilfswerke in einer Broschüre 50 Aktivistinnen aus der ganzen Welt vor. Darunter sind auch einige Schweizerinnen vertreten, etwa die ehemalige Fastenopfer-Direktorin Anne-Marie Hostenstein, die reformierte Theologin Ina Praetorius oder Caterina Fierz Carinci, Freiwillige in der reformierten Kirchgemeinde Lugano. Gemeinsam sei diesen Frauen, dass sie massgeblich zum Erfolg von Brot für alle und Fastenopfer beigetragen hätten, schreiben die Hilfswerke.

Reformierte Kirche Kanton Zürich

Synoden-Kandidaten zeigen Profil

Am 19. Mai finden die Neuwahlen für die Zürcher Kirchensynode statt. Dann entscheiden die Wählerinnen und Wähler darüber, wer sie in der Amtsdauer 2019 bis 2023 im Parlament der Zürcher Landeskirche vertreten wird. Informationen über das Profil der Kandidatinnen finden sich seit kurzem gemäss *ref.ch* auf der Website der Landeskirche. In knappen Portraits skizzieren die 120 Kandidaten ihren Werdegang, warum sie ins Parlament gewählt werden wollen und welche kirchenpolitischen Anliegen sie vertreten. Mit den Informationen will die Landeskirche die Stimmberechtigten bei der Einordnung unterstützen. Anders als bei politischen Parlamenten ist bei der Wahl in die Kirchensynode nicht von vornherein klar, wie sich die Kandidaten positionieren. Diese bestimmen nämlich erst nach der Wahl, welcher Fraktion sie sich anschliessen. Das neue Parlament konstituiert sich am 1. Oktober.

Sieber-Werke legen Beschwerde ein

Die Sozialwerke Pfarrer Sieber legten zusammen mit fünf weiteren Organisationen beim Bundesgericht Beschwerde ein gegen den Beschluss des Zürcher Kantonsrats, dass Sozialhilfebezüger in Zürich nur noch eingeschränkt Einsprache gegen angeordnete Massnahmen einreichen können. Dieser Beschluss des Kantonsrats sei schlicht nicht haltbar, teilten sie gemäss *ref.ch* mit. Folgt das Bundesgericht den Organisationen, müsste der Kanton Zürich die Gesetzesverschärfung aufheben. Bis anhin konnten Sozialhilfebezüger Einsprache erheben gegen angeordnete Massnahmen wie etwa Arbeitsintegrationsprogramme. Solange ein Einspruchsverfahren am Laufen war, mussten die Betroffenen die Massnahme nicht absolvieren. Der Kantonsrat passte das Sozialhilfegesetz so an, dass Sozialhilfebezüger sich erst dann auf dem Rechtsweg wehren können, wenn ihnen Leistungen bereits gekürzt wurden. Auslöser für die Verschärfung war ein Vorstoss der SVP.

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn

Berner Kirchen lancieren App für Flüchtlinge

Die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn betreten zusammen mit Hilfswerken, kirchlichen Institutionen und Freiwilligenorganisationen digitales Neuland: Flüchtlinge können sich über die App «I-Need» schnell und einfach über Freiwilligenangebote im Kanton Bern informieren, schreibt *ref.ch*. Rund 100 Organisationen haben inzwischen ihre Angebote aufgeschaltet. In der App finden Flüchtlinge unter anderem Informationen über Deutschkurse in der Umgebung und über gemeinsame Mittagstische, Beratung zu Alltagsfragen oder Aktivitäten für Kinder. Neben Beratungs- und Bildungsangeboten gehören dazu aber auch Angebote im Bereich Freizeit und Kultur oder Informationen zu sportlichen Aktivitäten. Ein Grossteil davon ist kostenlos.

Evangelische Frauen fordern mehr Papi-Zeit

Die Evangelischen Frauen Schweiz (EFS) haben sich zum indirekten Gegenentwurf zur Vaterschaftsurlaubs-Initiative geäussert. Zwei Wochen Vaterschaftsurlaub seien nicht genug, finden die EFS laut *ref.ch*. Als Mitglied des Trägervereins «Vaterschaftsurlaub jetzt!» fordern die EFS eine Lösung, die wie die Initiative selbst vier Wochen Vaterschaftsurlaub vorsieht. Die EFS sind zudem der Meinung, dass zusätzlich zu einem Vaterschafts- und dem Mutterschaftsurlaub zwingend eine Elternzeit eingeführt werden muss, die flexibel bezogen werden kann und bei welcher ein Anteil verbindlich für Väter reserviert ist. «Die Schweiz ist bezüglich der sozialen Absicherung von Elternschaft im Vergleich mit anderen OECD-Ländern enorm im Rückstand», schreiben die EFS. Die von der Ständeratskommission geprüfte Variante eines 16wöchigen Elternurlaubs, der zur Kürzung des Mutterschaftsurlaubs auf minimal acht Wochen führen würde, lehnen die EFS entschieden ab.

Diakonie Schweiz

Diakonie Schweiz will Freiwilligenarbeit fördern

Der Dachverband für Diakonie der reformierten Landeskirchen hat eine Themenseite zur Freiwilligenarbeit aufgeschaltet. Dies soll Menschen dazu ermuntern, sich sozial zu engagieren. Bereits heute seien rund 200 000 Frauen und Männer als Freiwillige in den reformierten Kirchgemeinden aktiv, berichtet *ref.ch*. Um den Einstieg in die Freiwilligenarbeit zu erleichtern, hat Diakonie Schweiz unter anderem vier Filmportraits aufgeschaltet. Sie zeigen engagierte Frauen, die von ihrer Arbeit in sozialen Projekten berichten. Interessierte finden auf der Website zudem Verweise auf kantonale Angebote sowie auf nationale Netzwerke der Freiwilligenarbeit.



Seit 14. März im Kino: *Mi obra maestra*

Lebenskünstler

Der raffinierte Galerist Arturo Silva und der egozentrische Maler Renzo Nervi sind Freunde seit einer halben Ewigkeit. Die ungleichen Männer profitierten gleichermassen voneinander: In den 80ern – zu Renzos Blütezeit – durfte ausschliesslich Arturo die hochdotierten Werke des Exzentrikers in seiner Galerie in Buenos Aires verkaufen. Dafür musste sich Renzo nicht um weltliche Kleinigkeiten wie Geld kümmern und konnte sich voll und ganz auf seine Kunst konzentrieren. Doch nun ist der Hype abgeflaut und die Werke verkaufen sich nicht mehr, obwohl Arturo alles dafür tut, sie an die Sammler zu bringen. Als Renzo eine Auftragsarbeit aus ideologischen Gründen sabotiert, kündigt ihm Arturo die Freundschaft. Doch dann wird Renzo – acht Monatsmieten im Verzug – auf die Strasse gestellt und volltrunken angefahren. Mit schweren Verletzungen erwacht der Künstler im Krankenhaus – an seiner Seite wacht Arturo. Der Beinahe-Tod seines Freundes hat ihn auf eine gewagte Idee gebracht, die den Kunstmarkt nachhaltig erschüttern wird.

Gastón Duprats Komödie über zwei alternde Männer, die ausser der Kunst nur sich haben, ist einerseits eine bitterböse Abrechnung mit dem Kunstmarkt und den sogenannten Sachverständigen, die dem gemeinen Volk erklären, was «gute» Kunst ist. Andererseits funktioniert der Film gerade in seinen stilleren Momenten als berührende Ode an die wahre Freundschaft, die weder durch Geld noch durch Ruhm zerstört werden kann.

Natalie Fritz ist Religionswissenschaftlerin und Redaktorin beim *Medientipp*.

Mi obra maestra. Argentinien und Spanien 2018, Regie: Gastón Duprat; Besetzung: Luis Brandoni, Guillermo Francella, Raul Arévalo.

Gejagte Sündenböcke

Ausstellung «Sündenböcke»,
Landesmuseum Zürich,
15. März bis 30. Juni

Gemeinschaften brauchen seit je Sündenböcke: Wenn sich die Aggression auf ein einzelnes Opfer konzentriert, festigt das den Zusammenhalt. Die Ausstellung im Landesmuseum Zürich untersucht die Thematik des Sündenbocks von der Frühzeit bis in die Gegenwart. Dabei kommen urzeitliche Menschenopferungen, Hexenverbrennungen auf dem Scheiterhaufen oder aktuelle Formen des Anprangerns über Social Media zur Sprache. Ebenso thematisiert werden diejenigen Kräfte, die sich der Gewalt entgegensetzen versucht haben – etwa die Religion oder die mit der Aufklärung aufblühenden Naturwissenschaften.

www.nationalmuseum.ch

Musik für die Opfer in Syrien

Benefizkonzert zugunsten der Opfer des
Syrienkrieges, Kirche St. Peter, Zürich,
18. März, 19.30 bis 21.00 Uhr

Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) lädt zum Benefizkonzert «Menschen musizieren für Menschen» in der Kirche St. Peter in Zürich. Die Musiker Elia Seiffert (Klavier), Pavlos Serassis (Klarinette) und Foppe Locher (Violoncello) spielen ohne Gage zugunsten syrischer Flüchtlinge im Libanon. Dabei richten der Ratspräsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, Gottfried Locher, sowie der Hilfswerk-Direktor Peter Merz Grussworte an das Publikum. Der Erlös der Kollekte kommt dem Heks-Projekt «Opfer des Syrienkrieges» zugute.

www.heks.ch

Spital und Spiritualität

Tagung «Spiritual Care im Gesundheitswesen»,
Universitätsspital Basel, 23. März,
9 bis 17.00 Uhr

Das Thema Spiritual Care im Gesundheitswesen findet in der Öffentlichkeit zunehmend Beachtung. Eine Tagung will nun die Vielfalt von Spiritual Care und deren praktische Umsetzung aufzeigen. Dabei werden Beispiele des Kantonsspitals Aarau, der Klinik SGM Langenthal und des Universitätsspitals Lausanne vorgestellt. Zudem diskutieren Fachpersonen aus Disziplinen wie der Medizin, der Theologie und den Pflegewissenschaften.

www.rish.ch

Reaktionen

Zu «2307 Stunden im Gebet», *bref* 4/2019

Die Reportage aus einer Gemeinde in Den Haag, die 2307 Stunden lang ohne Unterbruch Gottesdienst feierte, um eine christliche Familie aus Armenien vor der Abschiebung zu retten, ist ein sehr praktisches Beispiel dafür, was es heissen kann, Kirche zu sein. Sie ist eine der eindrücklichsten Geschichten, die ich jemals in *bref* gelesen habe, und erinnert mich an die Ereignisse aus der Zeit der ersten Christen, wie sie in der Apostelgeschichte beschrieben sind. Zur in der Unterzeile des Titels gestellten Frage, ob das Endlos-Beten auch erfolgreich war, möchte ich noch folgendes anmerken: Die Aktion war wohl deshalb erfolgreich, weil zusätzlich zum Beten auch alles nur Erdenkliche getan wurde, um die Familie zu retten. Denn Beten kann nicht einzig darauf ausgerichtet sein, einen gewünschten Erfolg zu erzielen. Bei jeder ernst gemeinten Fürbitte gehören immer auch die Worte dazu: «Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.»

Fritz Häuselmann, Rothenfluh BL

Was für eine herzerwärmende, liebevoll erzählte Geschichte. Warum ereignen sich solche Gottesdienste nicht auch in reformierten Kirchen der Schweiz? Gründe dafür gäbe es ja zuhauf.

Mirjam Kleiner, Winterthur

Zu «Zwingli feiern, ohne die Täufer einzubeziehen, ist seltsam», *bref* 3/2019

Vielen Dank für Ihre spannenden *bref*-Ausgaben zum Zwingli-Kinofilm und zu den Täufern. Ich habe beide Nummern mit grossem Interesse gelesen. Als Historiker habe ich mich mit der Lokalgeschichte des Berner Jura und den Täufern beschäftigt und möchte folgendes klarstellen: Sie schreiben im Interview mit dem mennonitischen Theologen Ulrich Bräker, dass viele Täufer im katholischen Jura Zuflucht fanden. Diese Aussage ist so nicht ganz korrekt. Der heutige Berner Jura, in den die Täufer ab dem 17. Jahrhundert flohen, gehörte zwar zum Hoheitsgebiet des Fürstbistums Basel, war jedoch reformiert und stand in dieser Hinsicht unter der theologischen Obhut von Bern. Diese spezielle kirchenpolitische Situation erlaubte es den Täufern, sich in den Taltschaften von St-Imier und Tavannes-Moutier der Verfolgung durch die Berner zu entziehen, da jene sich ausserhalb des Berner Hoheitsgebiets befanden. Der katholische Souverän tolerierte die Einwanderer in die reformierte Region seines Gebiets aus pragmatischen Gründen, da sie ihm den Zehnten zahlten. Mit Toleranz hatte das wenig zu tun. Die deutschsprachigen Berner Täufer waren auch von der lokalen Bevölkerung mehr geduldet als akzeptiert. Zwar ist es ein Mythos, dass sie sich nur über 1000 Meter über Meer ansiedeln durften. Doch jahrhundertlang lebten sie ausserhalb der Dörfer und mischten sich so kaum mit der französischsprachigen Bevölkerung vor Ort.

Pierre-Yves Moeschler, Biel

bref

Das Magazin der Reformierten
Erscheint alle zwei Wochen am Freitag.
bref steht in der Folge von *Kirchenblatt für die reformierte Schweiz* (seit 1844), *Der Protestant* (seit 1897), *Evangelischer Pressedienst EPD* (seit 1927) und *Reformiertes Forum/Reformierte Presse* (1986–2015).

Herausgeberin
Reformierte Medien,
Pfingstweidstrasse 10, 8005 Zürich

Geschäftsleitung
Pascale Huber, Andrea Aebi (Stv.)

Anschrift
bref, Pfingstweidstrasse 10
8005 Zürich
Telefon 044 299 33 21
www.brefmagazin.ch
redaktion@brefmagazin.ch

Redaktionsleitung
Oliver Demont, Vanessa Buff (Stv.)

Redaktion
Andreas Bättig, Patricia Dickson,
Susanne Leuenberger, Heimito Nollé

E-Mail-Adressen
vorname.name@brefmagazin.ch

Artdirection Pascal Beck

Korrektorat Ursula Klausner

Honorar Tiziana Polimeno

Verlag
Bettina Kunz, verlag@brefmagazin.ch

ISSN 2297-7597

Abonnentenservice
Abonnenten Service *bref*
Postfach, 4600 Olten
Telefon 044 299 33 45
abo@brefmagazin.ch

Werbemarkt
Marian Orlando, Telefon 044 299 33 11
inserate@brefmagazin.ch

Herstellung
Jordi AG, 3123 Belp

Abonnemente Schweiz
Jahr 115.-, Halbjahr 68.-,
Schnupperangebot (4 Ausgaben) 20.-,
Gönner-Abo ab 116.-

Einzelheftbestellung Schweiz
Heftumfang bis 32 Seiten 6.-,
Heftumfang ab 40 Seiten 10.-,
zuzüglich Versandkosten.
brefmagazin.ch/einzelverkauf

Preise Ausland
Wie Schweiz, zuzüglich Versandkosten

bref ist urheberrechtlich geschützt. Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Aus Gründen der Lesbarkeit verzichtet *bref* in der Regel auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für beide Geschlechter.

bref wird auf Papier aus verantwortungsvollen Quellen gedruckt.



Redaktion *bref*, Leserbriefe,
Pfingstweidstrasse 10
8005 Zürich
redaktion@brefmagazin.ch
Facebook.com/brefmagazin
Twitter: @brefmagazin

Die Redaktion trifft eine Auswahl und behält sich vor, Zuschriften auch ohne Rücksprache mit den Autoren zu kürzen. Anonyme Zuschriften und Briefe mit beleidigendem oder anstössigem Inhalt wandern in den Papierkorb.

Das nächste *bref* Magazin erscheint am 29. März 2019.





Trump und seine Wählerschaft haben den Judenhass in den USA wieder salonfähig gemacht. Dabei werden sie aber auch von linken Bewegungen und Universitäten unterstützt. In *Der neue Antisemitismus* liefert Deborah Lipstadt eine umfangreiche und konzise Analyse der amerikanischen Gesellschaft und ihrer Judenfeindlichkeit.

Als im Oktober 2018 ein Rechtsextremist in Pittsburgh in einer Synagoge elf Menschen erschoss, fielen die USA in eine Schockstarre. Nie zuvor in der Geschichte des Landes hatte der Antisemitismus einen vergleichbaren Blutzoll gefordert. Wenige Wochen danach gab die international bekannte Antisemitismusforscherin Deborah Lipstadt ein Interview. Die Ereignisse in Pittsburgh hätten sie geschockt, aber nicht überrascht, sagt sie gegenüber einer israelischen Medienplattform. Wer ihr Buch *Der neue Antisemitismus* liest, das zu jener Zeit bereits im Druck war, dürfte ihr glauben.

Lipstadts neues Buch ist vor allem dies: ein Einblick in gesellschaftliche Strukturen der USA im 21. Jahrhundert, in denen ein Hass zutage tritt, der global und Jahrtausende alt ist und nun in neuem Kleid auftritt. Natürlich kann man gegenwärtig nicht über Antisemitismus reden, ohne Europa zu erwähnen. Die Übergriffe und Morde an Juden in Frankreich, die tödlichen Attentate auf jüdische Institutionen in Brüssel und Kopenhagen – aber auch eine Atmosphäre in Deutschland, in der es dem Präsidenten des Zentralrats der Juden ratsam scheint, vor dem Tragen jüdischer Symbole oder der Kippa in gewissen Quartieren zu warnen, zeugen von Judenhass. Nicht zuletzt behandelt das Buch auch die Rhetorik des britischen Labour-Chefs Jeremy Corbyn und seiner Getreuen, die mit dem Antisemitismus zumindest flirten.

Der überwiegende Teil des Buches beschäftigt sich aber mit Amerika. Wie Lipstadt aufzeigt, findet derselbe Hass dort andere Ausdrucksformen als in Europa. Das gilt zunächst für den rechten Antisemitismus, der in den USA eng mit der «White Supremacy» verbunden ist. Diese rassistische Bewegung verunglimpft anders als viele Rechte in Europa nebst den Juden nicht primär Muslime oder Migranten, sondern Afroamerikaner. Die Autorin wirft Präsident Trump vor, sich von dieser ihm gewogenen Klientel nicht zu distanzieren und somit ihrer Hetze, die sich auch in Gewalttaten entladen kann, zur Salonfähigkeit zu verhelfen.

Doch auch im Protest gegen Trump nimmt Lipstadt problematische Tendenzen wahr. So weist sie darauf hin, dass führende Vertreterinnen des «Women's March», der weiblichen Protestbewegung, eine offene Nähe zu Louis Farrakhan, dem notorisch antisemitischen Anführer der Bewegung «Nation of Islam», pflegen. Auch die LGBTI-Bewegung, die für die Rechte von Schwulen, Lesben und Transmenschen kämpft, stellt sich zunehmend gegen alles mit dem «Zionismus» Verbundene. So wird Israels beträchtliche – und im Nahen Osten beispiellose – Toleranz in Genderfragen als «pinkwashing» verschrien, das von der Besetzung Palästinas ablenken solle.

Eine andere, im Buch breit diskutierte Erscheinungsform des Antizionismus ist jene, die an amerikanischen Universitäten immer mehr den Diskurs bestimmt. Hier weist Lipstadt nach, dass eine teils militante und einschüchternde Bewegung unter Studierenden und Dozierenden in den vermeintlichen Zentren des freien Denkens zunehmend totalitäre und ausgrenzende Strukturen schafft. Diese Kreise nähmen für sich in Anspruch, die Alleinvertretung für die Unterdrückten auf dem Campus und in der Welt zu besitzen. Wer sich zu Sympathie mit Israel bekennt, nimmt mancherorts soziale Ächtung in Kauf. Lipstadt rügt aber ebenso jene jüdischen Gruppen und Funktionäre, die hier simplen Gegendruck aufbauen wollen. Vielmehr wünscht sie sich eine offene Debatte, um jene Teile der Gesellschaft zu gewinnen, die grundsätzlich offen und gegen jegliche Form von Antisemitismus seien.

Obwohl Lipstadt vor Resignation warnt und auch positive Beispiele nennt, in denen Menschen gegen Antisemitismus aufgestanden sind, macht ihr Buch nachdenklich. Am Ende der Lektüre überrascht das Attentat in Pittsburgh tatsächlich nicht mehr.

Deborah Lipstadt: *Der neue Antisemitismus*. Berlin-Verlag, München 2018; 304 Seiten; 35,90 Franken.

Alfred Bodenheimer ist Literaturwissenschaftler, Autor und Professor für jüdische Literatur- und Religionsgeschichte in Basel.

Le questionnaire de Proust*

Was wäre für Sie das grösste Unglück?

Wenn eines meiner Kinder vor mir sterben müsste.

Wo möchten Sie leben?

Am liebsten an mehreren Orten: in einer Weltstadt, auf einer Mittelmeerinsel und in Luzern.

Was ist für Sie das vollkommene irdische Glück?

Das vollkommene Glück ist episodisch. Solche Episoden liebe ich, aber ich weiss auch, dass ein gutes Leben mehr ist als eine Folge von Glücksräuschen.

Welche Fehler entschuldigen Sie am ehesten?

Fehler, denen eine echte Einsicht folgt.

Ihre liebsten Romanhelden?

Solche mit Ecken und Kanten, Figuren mit Brüchen im Leben.

Ihre Lieblingsheldinnen in der Wirklichkeit?

Heldentum ist in meinen Augen kein taugliches Konzept. Ich bin Heldinnen (und Helden) gegenüber misstrauisch.

Ihr Lieblingsmaler?

Habe ich nicht.

Ihr Lieblingskomponist?

Auch nicht.

Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Intelligenz und Sensibilität, Gradlinigkeit, Humor, Gelassenheit.

Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Intelligenz und Sensibilität, Schönheit, Humor, Diskretion.

Ihre Lieblingstugend?

Zuverlässigkeit.

Ihre Lieblingsbeschäftigung?

Ich liebe spannende Diskussionen mit intelligenten Menschen.

Wer oder was hätten Sie sein mögen?

Der Zufall bestimmt so manches – daraus versuche ich, das Beste zu machen. Dazu gehört, nicht damit zu hadern, was noch anderes hätte sein können.

Ihr Hauptcharakterzug?

Zuhören.



Georges T. Roos 55, Zukunftsforscher

Nach Einblicken in eine Hotelküche und in eine Lkw-Führerkabine studierte Roos an der Universität Zürich Pädagogik, Publizistik und Psychologie. Als Mitglied der Geschäftsleitung des Gottlieb-Duttweiler-Instituts befasste er sich mit der Zukunftsforschung; seit bald zwanzig Jahren führt er sein eigenes Beratungsunternehmen.

Was schätzen Sie bei Ihren Freunden am meisten?

Freunden kann man vertrauen. Sie sagen mir auch unangenehme Dinge, und ich kann darauf vertrauen, dass sie diese mir zuliebe sagen.

Ihr grösster Fehler?

Ich neige dazu, alles alleine machen zu wollen.

Ihr Traum vom Glück?

Dass mir das Wichtige gelingt.

Was möchten Sie sein?

Ich möchte mich stetig verbessern.

Ihre Lieblingsfarbe?

Die Farben des Herbsts, wenn die goldige Sonne scheint.

Ihre Lieblingsblume?

Die Rose. Sie steht in meinem Familienwappen.

Ihr Lieblingsvogel?

Bestimmt nicht die Krähe. Mir wäre es recht, wenn sie nicht gleich vor meinem Schlafzimmerfenster krächzt.

Die wichtigste Erfindung der letzten hundert Jahre?

Die Nutzbarmachung der Elektrizität und die Entdeckung des Antibiotikums.

Ihr Lieblingsschriftsteller?

Die Bestenliste umfasst mehr als nur einen Namen. Wo ich immer zugreife: John Irving, Ian McEwan, Haruki Murakami, Hans Magnus Enzensberger, Sigmund Freud, Friedrich Nietzsche.

Ihre Helden in der Wirklichkeit?

Es bleibt bei dem, was ich zu den Heldinnen gesagt habe.

Ihre Heldinnen in der Geschichte?

Ich bleibe dabei. Aber es gibt ungezählte Frauen, die mit grossem Einsatz die Welt zum Besseren verändert haben. Viele davon wurden von der Geschichte nicht «erfasst».

Ihre liebste Filmfigur?

Forrest Gump, zum Beispiel.

Ihre Lieblingsnamen?

Maria und Juan Alberto.

Was verabscheuen Sie am meisten?

Boshaftigkeit und Zynismus.

Welche geschichtlichen Gestalten verachten Sie am meisten?

Hitler, Stalin, Pol Pot und andere Verbrecher gegen die Menschlichkeit.

Welche militärischen Leistungen bewundern Sie am meisten?

Das ist nicht mein Fachgebiet.

Glauben Sie, Gott ist eine Erfindung des Menschen?

Ja.

Welche natürliche Gabe möchten Sie besitzen?

Singen.

Wie möchten Sie sterben?

Kurz.

Ihre gegenwärtige Geistesverfassung?

Ich denke, sie ist gut, aber vielleicht ist grad dies das Problem.

Ihr Motto?

Alles hat und braucht seine Zeit.

* Der französische Schriftsteller Marcel Proust (1871–1922) antwortete in der Zeit der Pariser Salons gleich zweimal auf diese Fragen – einmal als 14-jähriger, dann noch einmal mit 20. Der Fragebogen gilt als Herausforderung an Geist und Witz und stellt bis heute die grossen Fragen des Lebens.